

# *Das grosse Schweigen*

Norah Mignot

Es war ein diesiger und dennoch sonniger Tag. Die ersten Sonnenstrahlen, auf die ich ungeduldig während diesem langen und eiskalten Winter gewartet hatte, küssten endlich wieder meine Wangen. Ich strahlte vor Freude, auch wenn ich wusste, dass ich einmal mehr einen langen Tag als Praktikantin im Spital vor mir hatte. Und dann kam sie: Die Patientin, welche meine Perspektive auf den Alltag im Spital für immer veränderte.

Signora Pagani<sup>1</sup> wurde wegen Personalmangel von der Überwachungsstation auf unsere Station verlegt. Der Umzug schien Frau Pagani jedoch nicht zu stören. Sie war zweiundfünfzig Jahre alt, hatte dunkelblonde Haare und war für ihren gesundheitlich kritischen Zustand erstaunlich schick zurechtgemacht. Sie sprach in einem charmanten gebrochenen italienischen Akzent: „Wie schon das Wetter heute ist, vero?“ Und wie die Sonne schien, strahlte die Patientin umso mehr. An diesem Tag begleitete ich Marianne eine Pflegefachfrau, welche für Frau Pagani zuständig war. Marianne fragte zuerst die Patientin: „Ich weiss, dass ihre Lungenfibrose Sie in letzter Zeit sehr hart getroffen hat, geht es Ihnen aber momentan gut?“, Frau Paganis Miene verdüsterte sich: „Nicht wirklich, aber sie werden sehen, in ein paar Wochen bin ich bestimmt wieder gesund!“ Daraufhin wurde Marianne seltsam verlegen und verzog ihr Gesicht zu einem Lächeln. Wieso hatte sie nichts geantwortet? Es schien, als hätte sie keine Lust gehabt, sich mit den Gefühlen und Gedanken von Frau Pagani auseinanderzusetzen...

- Zwei Monate später -

Freitagnacht, 21:30h. Wieder einmal stattete ich einen Verbandswagen mit allerlei Pflaster, Scheren, Nadeln und Tupfern. Ich schlenderte etwas unmotiviert vom Wagen zum Schrank und wieder vom Schrank zum Wagen. Auf einmal hörte ich aus der Hintertür des Lagerraumes laute und aufgeregte Stimmen. Unauffällig schlich ich mich etwas näher und bemerkte, dass sich Marianne, Liv, ebenfalls eine Pflegefachfrau, und ein Arzt zu dritt unterhielten. Natürlich war es falsch, einem Gespräch im Versteckten zu lauschen, aber das Gespräch ging um Signora Pagani. Ich hatte sie im letzten Monat fast täglich betreut und sie war mir ans Herz gewachsen, auch wenn es ihr zusehends schlechter ging. In letzter Zeit hatte sie kaum mehr die Kraft zum Sprechen gehabt, und sie war in einem konstant sedierten Zustand. Ihre Krankheit hatte die Oberhand gewonnen und keiner wusste, wie lange sie das Ganze noch durchstehen würde. Alle aus dem Pflege- und dem Ärzteteam waren mit der Situation überfordert. Was ist schon dabei, dem Gespräch zuzuhören? Schliesslich war ich diejenige, welche mit Frau Pagani hier am meisten Zeit verbracht hatte. Hatte ich es nicht verdient mitzubekommen, wie man bei ihr in nächster Zeit vorgehen würde? Ich öffnete verstohlen die Türe, um besser zu hören:

---

<sup>1</sup> zwecks Anonymisierung sind im vorliegenden Text alle Namen geändert.

Liv: „... aber die Pagani tut mir so leid. Ich würde ihr echt gerne sagen, dass es ihr mit der Zeit besser gehen wird, aber davon bin ich nicht mehr ganz überzeugt. Ich bin jedoch bereit, mein Bestes zu geben, sodass sie so lange wie möglich leben kann.“

Marianne: „Du wirst sehen, ich gebe ihr nicht mal eine Woche. Sie kann weder sprechen noch selbstständig gehen. Ich habe keine Hoffnung mehr.“

Arzt: „Ich denke, man sollte die Patientin nur noch gegen Schmerzen behandeln und nicht mehr therapieren. Das alles bringt nichts mehr, ich habe es bereits mit den Kindern der Patientin besprochen. Sie sind damit einverstanden, dass man ihrer Mutter zusätzlich zum Midazolam Morphium gibt und sie ruhen lässt.“

Marianne: „Das ist sicherlich die beste Entscheidung!« Und da lacht sie sogar! «Ich kann mich noch erinnern, als sie am Anfang meinte, es würde ihr bald besser gehen. Tja, doof gelaufen!“

Hätte ich doch diesem Gespräch nie zugehört! Ein Teil von mir wollte davonrennen. Ein anderer Teil wollte ins Zimmer hineinstürzen und diesen wahnsinnigen Menschen sagen, sie wären eine Schande und es dürfte doch nicht wahr sein, dass solche Menschen die Verantwortung für Patienten tragen. Aber die Stimme in meinem Kopf sagte: „Bleib stehen, du bist doch nur Praktikantin, wenn du jetzt etwas sagst, nehmen sie dich sowieso nicht ernst und im schlimmsten Fall darfst du nicht mehr im Spital arbeiten!“ Also blieb ich eine Weile wie gefroren stehen und versuchte meine wirren Gedanken zu zähmen.

Es war Dienstagmorgen, als ich wieder ins Spital ging. Meine ganze Station hatte sich vor dem Zimmer Nummer 21 versammelt. Filippo, der ältere Sohn von Frau Pagani, lehnte an der Wand und blickte ins Leere, während Carlo, der jüngere Sohn, bereits ins Zimmer hineingestürzt war, ausser sich. Mir wurde schwindelig und ich hielt es nicht mehr aus, herumzustehen und nichts zu tun. Ich ging zu Carlo und bot ihm meine Hilfe an: „Herr Pagani, ich helfe Ihnen gerne die Effekten Ihrer Mutter ins Auto zu bringen...“. Carlo seufzte und nickte. Gemeinsam gingen wir zum Aufzug. Während hinter uns Filippo, sein älterer Bruder, pfeifend(!) folgte, brach Carlo plötzlich in Tränen aus. Dicke Tropfen liefen seine roten Wangen hinunter. Das Ganze löste bei mir ein unbeschreibliches Gefühl aus, was ich nicht ertragen konnte. Ich wollte Carlo mein Beileid aussprechen, aber aus mir kam kein Laut heraus. Glücklicherweise sprach er: „Ich weiss ja, dass sie sowieso nicht mehr lange gelebt hätte. Ich hätte mir einfach ein bisschen mehr Zeit mit ihr gewünscht...“. Und darauf wusste ich diesmal wirklich nicht, was ich sagen konnte. Mein Herz liess mich fühlen, ich sollte mich ihm öffnen, ihm sagen, dass es nicht seine Schuld war, und dass seine Mutter sicherlich stolz gewesen wäre, einen so feinfühligem Sohn zu haben. Aber eine zweite innere Stimme in mir sprach anders: es wäre doch höchst unangemessen, mit so vielen Emotionen zu reagieren, und im schlimmsten Fall würde ich sogar etwas Falsches sagen. Also doch vielleicht lieber ruhig bleiben? Ich war wie festgenagelt und schaute Herrn Pagani einen Moment lang zögernd an. Plötzlich hatte ich ein Déjà Vu. Während Tagen, Wochen sogar, hatte mich die Art von Marianne gekränkt. Ich hatte sie dafür verurteilt, dass

jedes Mal, wenn Frau Pagani dabei war ihr Herz auszuschütten, Mariannes erste Reaktion war, die todkranke Frau abzuweisen. Und dennoch hatte ich bei ihrem Sohn genauso reagiert. Ich war von mir enttäuscht.

Einige Monate nach meinem Praktikum im Spital besuchte ich im Rahmen meines Studiums den Kurs «Einführung in die Medizinethik». Erst da habe ich erfahren, wie ernsthaft das Thema heute in der Medizinethik diskutiert wird. Die Dissertation eines Medizinstudenten kommt zum Schluss, dass die meisten schwerkranken PatientInnen nicht brüskiert, sondern vielmehr erleichtert sind, wenn sie von den zuständigen SpitalärztInnen über ihre Vorstellungen und Erwartungen zu Sterben und Tod befragt wurden<sup>2</sup>. Warum jedoch ist das Betreuungsteam im Spital nicht immer offen für solche Gespräche? Ist es wirklich nur der Mangel an Zeit, oder doch auch ein Mangel an Wissen und Können im Umgang mit dem Tod, möglicherweise auch die eigene Angst, die uns in einer konkreten Situation veranlasst, diesem Thema auszuweichen? Oder ist es der Erwartungsdruck unserer Gesellschaft, dass insbesondere SpitalärztInnen, alles geben müssen, um Menschenleben zu verlängern und zu erhalten? Schliesslich ist es nicht immer einfach, Wohltun und Schaden zu trennen. Jedoch das Wichtigste, das ich aus diesem Erlebnis gelernt habe: Kommunikation ist entscheidend. Sie lässt weniger Raum für Interpretationen und es ist schliesslich besser, seine Gedanken und Gefühle auszusprechen, als sie wie eine tickende Zeitbombe in sich zu begraben, bis man sie eines Tages nicht mehr aushält. Den Tod zu tabuisieren ist keine Lösung. Es ist immer besser ein Gespräch zu initiieren, als sich einem Patienten zu verschliessen. Durch dieses Erlebnis habe ich beschlossen, mutiger und authentischer gegenüber Patienten zu sein. Und das ist mir letztendlich am wichtigsten.

---

<sup>2</sup> Wiederbelebung – ja oder nein: Was sagt der Patient dazu? Riccardo Ghelli, Andreas U. Gerber; Schweizerische Ärztezeitung 2008;89: 39